

Vom Reservelazarett zur Tuberkulosenklinik Ried

(Auszug aus der Rieder Chronik, Waldhausverlag Ravensburg 1953)

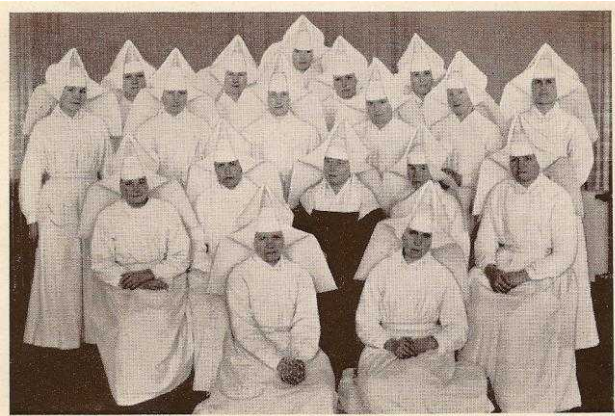


Foto: Archiv d. Schwestern v. Ried

*Die guten Geister des Hauses Ried, die Schwestern
vom O. S. V. Diessen/A.*

„Im März 1945 kamen von Dresden her unter abenteuerlichen Umständen die letzten Lazarettzüge nach Lindenberg. Sie brachten aus überhastet aufgelösten östlichen Lazaretten vornehmlich Schwer- und Schwerstkranke, die trotz Platzmangel in Ried aufgenommen wurden. Aller verfügbarer Raum, auch Kirche und Speisesaal, wurde belegt; Bett reihte sich an Bett, und der Tod ging um. Und das, obschon von jedem Kranken viel von der Not, die über Deutschland wuchs und auch im Allgäu einzog, durch alle nur erdenkliche Fürsorge genommen wurde. Die guten Geister des Hauses Ried, die bewährten selbstlosen Schwestern vom Orden des Heiligen Vinzenz von Paul, übertrafen sich in der Hilfsbereitschaft.

Am 30. April besetzten Marokkaner Ried. Sie besetzten jedoch kein Reservelazarett, sondern eine Tuberkulosenklinik, wie ihnen ein Schild am Eingang kundtat. (Dieses dem Hause über viele Besatzungsschwierigkeiten helfende Schild war der Initiative der Schwester Oberin zu verdanken.) Nur oberflächlich wurden die Gebäude durchsucht; ein Mikroskop ging bei einer der nachfolgenden öfteren „Besichtigungen“ verloren. Mit der Besetzung wurde alles, was zu Ried gehörte, in Kriegsgefangenschaft genommen. Bis zum 4. Juli dauerte der Zustand, der erträglich war.

Das Frühjahr 1945 war eins der schönsten der letzten Jahre. Ein Sonnentag löste den anderen ab. Aber dieweilen ringsum alles blühte und wuchs, zog der Hunger in Ried ein. Man

lebte von Konserven und Käse. Brot, Mehl und Kartoffeln wurden immer knapper. Selbst mit Wasser mußte gespart werden, weil die Lindenberger Wasserversorgung, an die Ried angeschlossen ist, nicht intakt war. Es begann an Medikamenten zu mangeln. Und das Haus war herrenlos geworden! Es gab keine Heeresverwaltung mehr. Das Geld für die Versorgung von annähernd 500 Menschen wollte und konnte keine Amtsstelle, keine Kasse auslegen. Von Tag zu Tag wurde es schwerer, Kredit bei den Lieferanten zu erhalten.

Einmal war es, als sei ein Hilferuf ausgesandt worden. Anwärter auf das Haus tauchten auf: der Tuberkulosefürsorgeverband Bayern in München, der von einer Übernahme absehen mußte, weil Ried auf französisch besetztem Gebiet lag und darum von der amerikanischen Zone aus vorerst nicht verwaltet und beschickt werden konnte, und eine Treuhandgesellschaft aus Stuttgart, die nicht in Frage kam, weil sie zu durchsichtige Geschäfte zum Ziele hatte. Schwester Oberin rettete Ried vor dem Chaos; sie samt ihren Mitschwestern. Sie bestürmte die Behörden und beschaffte Geld, und ihre Mitschwestern, allen voran die Schwestern Ernesta, Mechthild und Methodia, waren ungeachtet aller Gefahren und Schwierigkeiten unermüdlich unterwegs, Lebensmittel herbeizuschaffen.

So wurde eine Krisis bald überwunden. Wohl herrschte noch oft Not, wohl gab es noch manche Engpässe, aber, und das zu wissen ist wichtig, den Kranken ging im eigentlichen nichts ab. Als sich nach Aufhebung der Kriegsgefangenschaft der Lazarettbetrieb gänzlich auflöste und die militärische Verwaltung sich zerstreute — der Stabsintendant verabschiedete sich mit einem Schildchen, das er an die Tür seines Arbeitszimmers heftete: „Wer mir wohlgesonnen, den laß' ich grüßen!“ und verschwand bei Nacht und Nebel; es waren wenige, die nach seinem Gruß verlangten — und als auch der leitende Arzt Ried verließ, lag die Last der Verantwortung ausschließlich auf den Schultern von Schwester Oberin. Als Ärzte standen ihr Dr. Leven und Dr. Geißler zur Seite. Die Patienten, die bislang nur zu offensichtlich die rauen Krieger gespielt hatten, steckten einsichtig einen Pflock zurück und halfen ihr, wo sie es nur vermochten.

Wer dazu in der Lage war und wer von den Seinen erwartet

wurde, machte sich auf die Reise in die langentbehrte Heimat. Es waren nicht wenige, die gingen. Die zurückbleiben mußten, sahen ihnen neidisch nach. Neidisch? Nein. Wehmütig!

Allmählich normalisierte sich das Leben. Am 19. Juli konnte die Kapelle wieder ihrer Bestimmung übergeben werden. Ab 1. August wurde für die Aufstehpatienten das Essen im Speisesaal serviert. Das Jahr reifte. Der Sommer war heiß, sehr trocken und voll von schweren Gewittern. Vor dem Haus auf den Matten der Gemarkung Ried bimmelten traulich die Glocken der Kühe, welche die Bauern wieder auf die Weide schickten. Wer ausgehen konnte, war unterwegs. Zwischen Lindenberg und Ried oder Scheidegg oder Manzen und Ried riß die Kette der wichtig Wandernden nicht ab. Wer wollte es verpassen, die Freiheit von Militär und Gefangenschaft zu genießen?

Im Spätsommer schickten sie aus den außerdeutschen Kriegsgefangenenlagern über das französische Entlassungslager Tuttlingen die ersten Neuzugänge nach Ried. In dieser Zeit gab es keine Lücken in der Belegung. Nicht einen Tag lang war ein Bett frei. Lange noch blieben die 131 Zimmer — einschließlich der Tagesräume — und die 195 bis 200 Betten belegt. Zu den deutschen Kranken gesellten sich nach und nach solche aus dem Ausland, DP.s; sogar ein waschechter Inder, ein stiller Mann mit schwermütigen Augen, war eine Zeitlang da, und er fühlte sich geborgen.

Ab 1. November verkehrten Bahn und Post wieder. Mit der ersten Post gingen 95 Todesanzeigen an wartende Angehörige und zuständige Ämter hinaus. Fünfundneunzig Kameraden hatte der Tod seit Kriegsende abberufen! Alle die Toten ruhen auf dem Friedhof zu Lindenberg. Ihre Gräber werden sorgend betreut.

Am 1. November wurde Ried unter die Schirmherrschaft des Herrn Reichsminister a. D. Dr. Geßler in Lindenberg gestellt. Schwester Oberin fand die erste Entlastung.

Als nach einem kühlen Herbst — in den hauseigenen Gärten und von dem Lande, das zu Beeten umgegraben worden war, wurde eifrig geerntet, was man gesät, gepflanzt und mit Fleiß zur Reife gebracht hatte — der Winter frühzeitig mit Schnee und Kälte einzog, gab es in Ried viele fröstelnde, ja frierende

Gestalten. Nur für zwei Öfen, dem im Billardzimmer und dem im Speisesaal aufgestellten, gab es Koks, ganze drei Zentner die Woche. Warm wurde es einem nur unter der Federdecke im Bett. Immerhin, erfroren ist auch dazumal keiner. Dafür ist einer auf geheimnisvolle Weise in die Tinte gefallen, richtig in die Tinte; er war einen Tag lang blau von oben bis unten.

Weihnachten 1945, das erste Weihnachten nach dem Kriege, für viele Patienten das erste Weihnachtsfest seit Jahren in sicherer Geborgenheit, wurde bei aller dankbarer Fröhlichkeit ein richtiges Fest der inneren Einkehr und Sammlung. Jeder wurde bis obenan satt — ein selbstgezogenes Schwein war geschlachtet worden und viele nahrhafte Spenden, die Gläser, Tassen und Teller füllen halfen, hatten nach Ried gefunden —, und es gab sogar kleine Geschenke. Die erste Nachkriegschristmette wurde für viele zu einem unauslöschlichen Erlebnis, denn sie brachte die ach so tröstliche Gewißheit, daß trotz Not und Tod noch Glaube, Liebe und Hoffnung unter den Menschen existieren. Weihnachten 1945 in Ried war ein schöner Beweis freudiger Hilfsbereitschaft.

Silvester 1945 und Neujahr 1946. Keiner trauerte dem scheidenden Jahre nach. Jeder begrüßte das neue mit einem Sack voll von Wünschen. Was war von den kommenden zwölf Monaten zu erwarten?

Im Januar und Februar erfreuten Singgruppen und Spielscharen aus Scheidegg und Weiler Kranke, Schwestern und Personal. Ob die jungen Menschen, die zu uns aus eigenem Antrieb kamen und im Auftrag ihrer Eltern und Verwandten manches Wertvolle abgaben, ahnten, wie groß das Geschenk war, das sie brachten? Der Beifall, der ihren Darbietungen wurde, war ihnen Lohn genug. Ihr Kommen wurde zu einem Beginnen; „kulturelle“ Veranstaltungen gab es seither oft. Sie wurden ihres sichtbaren Erfolges wegen fester Bestandteil der Rieder Therapie.

Nach einer vorhergegangenen Besichtigung durch Herren des Versorgungsamtes Ravensburg, die Minister a. D. Dr. Geßler gerufen hatte, erschien am 7. März 1946, von Tübingen kommend, Medizinaldirektor Dr. Dobler und übernahm für das Hauptversorgungsamt des Landes Südwürttemberg-Hohenzol-

lern Ried als Versorgungs Krankenhaus für tuberkulöse Kriegsbeschädigte. Eine halbe Stunde nach Austausch der Formalitäten erschienen Vertreter der Stadt Augsburg, welche trotz der Zonenschwierigkeiten das Haus für die Tbc.-Kranken der Hauptstadt Bayerisch-Schwabens haben wollten. Sie kamen, für ihre Sache, um dreißig Minuten zu spät. (Wie kurz vorher bei den Verhandlungen mit der französischen Besatzungsmacht in Tübingen die sich sehr für Ried interessierenden Vertreter der Unnra um wenige Stunden zu spät gekommen waren.) Uns kriegsbeschädigten Tuberkulosen war das Schicksal gnädig. Wie gnädig es uns war, bewiesen alle die Jahre bis heute. Wir Rieder wissen es zu danken.

Ried war also ab 7. März 1946 nicht mehr herrenlos. Eine neue Aera begann. Zwar änderte sich rein äußerlich gesehen vorerst nur wenig — Tübingen setzte eine eigene Verwaltung ein usf. — und der klinische Betrieb blieb wie er war, aber mählich begann ein neuer Wind zu wehen. Dr. Leven verließ Ried. Einige Tage trug Dr. Geißler die Bürde der ärztlichen Verantwortung allein. Am 17. März dann konnte er dem dazu bestellten Dr. med. Fritz Brecke aus Tübingen das Haus übergeben und ihn als neuen Chef begrüßen.

Am 17. März 1946 bekam Ried den Chef, der dem Haus den Stempel seiner eigenwilligen Persönlichkeit aufdrücken sollte und den Grundstein zur Rieder Familie legte.“

